

dtv

Rom im Jahr 64 n. Chr.: Unruhen beherrschen die dekadente Stadt Neros. Der Kaiser versucht verzweifelt, durch die Christenverfolgung seine Herrschaft zu sichern. Als der Römer Vinicius sich in die Christin Lygia verliebt, geraten die beiden ins Zentrum eines Konflikts, der ein ganzes Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Sienkiewicz zeichnet ein authentisches und eindruckliches Bild des Widerstreits von Kulturen und Religionen im antiken Rom. Bis heute begeistert sein monumentaler Roman, der unmittelbar nach Erscheinen zum Bestseller avancierte, ganze Generationen von Lesern.

*Henryk Sienkiewicz*, geboren 1846 in Wola Okrzejska/Polen, war der Sohn einer adeligen Gutsbesitzerfamilie. Er studierte in Warschau und arbeitete später als Journalist. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs ging er in die Schweiz, um dort als Organisator eines Hilfskomitees zur Unterstützung polnischer Kriegsgesopfer zu arbeiten. 1905 erhielt er den Literaturnobelpreis. Er starb am 15. November 1916 in Vevey in der Schweiz. Sienkiewicz gilt als einer der bedeutendsten Romanciers seiner Zeit.

HENRYK SIENKIEWICZ

# QUO VADIS?

Roman

Auf der Grundlage der Übertragung  
von J. Bolinski neu erarbeitete,  
mit einem Glossar und einer Nachbemerkung  
versehene Ausgabe  
von Marga und Roland Erb

dtv

Originaltitel  
Quo vadis?  
1895/96

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Neuausgabe 2016  
Veröffentlicht im Mai 1994 in der  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept und -illustration: Katharina Netolitzky/dtv  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14532-9

ERSTER BAND



## ERSTES KAPITEL

Petronius erwachte erst gegen Mittag, wie gewöhnlich war er noch recht erschöpft. Tags zuvor hatte er an einem Gastmahl bei Nero teilgenommen, das spät in der Nacht zu Ende gegangen war. Seit einiger Zeit ließ sein Befinden zu wünschen übrig. Er sagte selbst, daß er, wenn er morgens aufwache, wie betäubt sei und kaum fähig, die Gedanken zu sammeln. Aber das morgendliche Bad und das sorgsame Kneten seines Körpers durch geschickte Sklaven beschleunigten allmählich den Lauf des trägen Blutes, munterten ihn auf, erfrischten und kräftigten ihn, so daß er aus dem Elaeothesium, der letzten Abteilung des Bades, wie neugeboren hervorging, mit Augen, die vor Geist und Heiterkeit sprühten, verjüngt, lebensvoll, vornehm und von so tadelloser Haltung, daß sich selbst Otho nicht mit ihm messen konnte und er tatsächlich der *Arbiter elegantiarum* zu sein schien, als den man ihn betrachtete.

Die öffentlichen Bäder besuchte er in der Regel nicht. Es sei denn, ein aufsehenerregender Rhetor trat dort auf, von dem man in der ganzen Stadt sprach, oder es waren anläßlich der Ephebenfeste ungewöhnlich spannende Wettkämpfe zu erwarten. Schließlich besaß er auf seiner *Insula* eigene Bäder, die Celer, der berühmte Gefährte des Severus, für ihn umgebaut, erweitert und mit so vollkommenem Geschmack eingerichtet hatte, daß selbst Nero sie den kaiserlichen vorzog, obwohl diese bedeutend größer und ungleich prunkvoller ausgestattet waren.

Nach jenem Gastmahl also, bei dem er, der Narrenpossen des Vatinius müde, mit Nero, Lucan und Seneca über das Thema disputiert hatte, ob das Weib eine Seele besitze, war er spät aufgestanden und erfrischte sich nun wie gewöhnlich in seinen Bädern. Zwei hünenhafte *Balneatoren* legten ihn gerade auf einen Tisch aus Zypressenholz, der mit schneeweißem ägyptischen Byssus bedeckt war, und begannen mit ihren in wohlriechendes Olivenöl getauchten Händen seinen schöngeformten Leib zu massieren, während er mit geschlossenen Augen

wartete, bis die Wärme des Laconicums und die ihrer Hände in ihn eindrang und alle Mattigkeit vertrieb.

Doch nach einer Weile bekam er Lust zu reden. Er schlug die Augen auf und erkundigte sich zuerst nach dem Wetter, dann nach den Gemmen, die der Juwelier Idomeneus ihm zur Ansicht zu schicken versprochen hatte. Er erfuhr, das Wetter sei prächtig, ein sanfter Wind wehe von den Albaner Bergen her und die Gemmen seien noch nicht eingetroffen. Petronius schloß abermals die Augen und befahl, ihn ins Tepidarium zu bringen, als plötzlich der Kopf des Nomenclators hinter dem Vorhang auftauchte und ihm meldete, daß der junge Marcus Vinicius, der gerade aus Kleinasien zurückgekehrt war, ihm einen Besuch abstatten wolle.

Petronius befahl, den Gast ins Tepidarium zu führen, wohin er sich auch selbst begab. Vinicius war der Sohn seiner älteren Schwester, die sich vor Jahren mit Marcus Vinicius, einem Konsular aus der Zeit des Tiberius, vermählt hatte. Der Jüngling hatte soeben unter Corbulo im Kampf gegen die Parther gedient und kam nun, da der Krieg fürs erste beendet war, nach Rom zurück. Petronius empfand eine gewisse, an Zuneigung grenzende Schwäche für ihn, denn Marcus war ein schöner und athletischer Mann, der es verstand, in seinen Ausschweifungen ein ästhetisches Maß zu halten, was Petronius überaus schätzte.

»Gruß dir, Petronius«, sagte der junge Krieger, als er mit elastischem Schritt das Tepidarium betrat. »Mögen dir die Götter Erfolg bescheren, besonders aber Asklepios und Kypris, weil dir unter ihrem zwiefachen Schutz kein Unheil widerfahren kann.«

»Willkommen in Rom, und mögest du süße Ruhe finden nach dem Krieg«, antwortete Petronius, indem er ihm seine Hand aus den weichen Falten des Musselgewebes, das ihn umhüllte, entgegenstreckte. »Nun, was gibt es Neues in Armenien, und hast du während deines Aufenthaltes in Asien auch Bithynien besucht?«

Petronius war seinerzeit Prokonsul in Bithynien gewesen, und er hatte dort, was viel mehr heißen wollte, mit Strenge und Gerechtigkeit regiert. Das war ein merkwürdiger Widerspruch im Charakter dieses als verweichlicht und genußsüchtig



bekanntem Mannes, und er erinnerte sich gern an jene Zeiten, da sie Zeugnis für das ablegten, was er vermocht hätte, wenn es sein Wille gewesen wäre.

»Der Zufall hat mich nach Herakleia geführt«, antwortete Vinicius. »Corbulo sandte mich dorthin mit dem Befehl, Hilfstruppen zu sammeln.«

»Ach, Herakleia! Dort habe ich ein Mädchen aus der Kolchis gekannt, für das ich alle geschiedenen Frauen hier, Poppaea inbegriffen, sofort hergeben würde; doch das sind alte Geschichten. Sag, was gibt es Neues von der parthischen Grenze? Zwar langweilen mich all die Vologeses, Tiridates, Tigranes und diese ganze Barbarei, die, wie der junge Arulanus behauptet, daheim auf allen vieren kriecht und nur in unserer Anwesenheit vorgibt, Mensch zu sein. Aber man spricht jetzt viel von diesen Stämmen in Rom, wenn auch nur deshalb, weil es gefährlich ist, von etwas anderem zu sprechen.«

»Der Krieg geht schlecht voran, und führte ihn nicht Corbulo, könnte er in einer Niederlage enden.«

»Corbulo! Beim Bacchus! Der reinste Kriegsgott, ein richtiger Mars: großer Feldherr und gleichzeitig hitzköpfig, ehrlich und einfältig. Ich liebe ihn, und schon allein deshalb, weil Nero ihn fürchtet.«

»Corbulo ist nicht einfältig.«

»Vielleicht hast du recht, aber es läuft schließlich auf dasselbe hinaus. Einfalt, sagt Pyrrhon, ist in nichts schlimmer als Weisheit und unterscheidet sich in nichts von ihr.«

Vinicius begann nun vom Krieg zu erzählen, aber als Petronius die Lider schloß und dem jungen Mann sein müdes und etwas abgezehrtes Gesicht auffiel, wechselte er das Thema und fragte besorgt, ob Petronius gesund sei.

Petronius schlug wieder die Augen auf.

Gesund! . . . Nein. Er fühle sich tatsächlich nicht ganz wohl. Zwar sei es noch nicht so schlimm um ihn bestellt wie um den jungen Sissena, der kaum noch Herr seiner Sinne war, so daß er, wenn er des Morgens ins Bad getragen wurde, fragte: »Sitze ich denn?« Aber richtig wohl fühle er sich nicht. Vinicius habe ihn soeben dem Schutz des Asklepios und der Kypris empfohlen. Doch er, Petronius, glaube nicht an Asklepios. Man wisse ja nicht einmal sicher, wessen Sohn dieser Asklepios sei, der

Sohn der Arsinoe oder der Sohn der Koronis, und wenn man sogar an der Mutter zweifeln müsse, was wäre dann erst vom Vater zu sagen? Wer könne heutzutage schon für seinen Vater bürgen?

An dieser Stelle lachte Petronius, dann fuhr er fort:

»Zwar habe ich vor zwei Jahren drei Dutzend lebender Drosseln und einen Becher Gold nach Epidauros geschickt, und weißt du weshalb? Ich sagte mir: Ob es nun hilft oder nicht, es kann jedenfalls nicht schaden. Wenn die Leute auf der ganzen Welt den Göttern immer noch Opfer darbringen, dann wohl deshalb, weil alle so denken wie ich. Alle! Ausgenommen vielleicht die Maultiertreiber, die sich an der Porta Capena den Reisenden verdingen. Nicht nur mit Asklepios, auch mit seinen Jüngern hatte ich zu tun, als mich voriges Jahr ein leichtes Blasenleiden plagte. Sie hielten eine Inkubation mit mir ab. Ich wußte, daß sie Schwindler waren, sagte mir aber: Was schadet es! Die Welt lebt vom Betrug, und das Leben ist Täuschung, wie auch die Seele. Man muß aber soviel Verstand besitzen, daß man angenehme und schmerzliche Täuschungen auseinanderhält. In meinen Hypokausten lasse ich mit Ambra bestreutes Zedernholz verbrennen, denn mein Leben lang ist mir Wohlgeruch lieber gewesen als Gestank. Was Kypris angeht, der du mich gleichfalls empfohlen hast, so habe ich in einer Weise ihren Schutz genossen, daß ich jetzt im rechten Fuß von der Gicht geplagt bin. Ansonsten ist sie aber eine gute Göttin! Sicher wirst auch du früher oder später weiße Tauben auf ihren Altar tragen.«

»Gewiß«, sagte Vinicius. »Die Pfeile der Parther haben mich zwar verfehlt, doch hat mich Amors Pfeil getroffen ... ganz unerwartet, nur ein paar Stadien vor den Toren Roms.«

»Bei den schneeweißen Knien der Grazien! Davon mußt du mir in einer Mußestunde erzählen«, sagte Petronius.

»Ich bin ja eigens hierhergekommen, um deinen Rat einzuholen«, antwortete Marcus.

Doch in diesem Augenblick erschienen die Epilatoren, die sich um Petronius bemühten, während Marcus seine Tunika ablegte und in das lauwarme Bad stieg, denn Petronius hatte ihn zum Baden eingeladen.

»Ach, ich vergaß zu fragen, ob deine Liebe erwidert wird«,

sagte Petronius mit einem Blick auf den jungen, wie aus Marmor gemeißelten Körper des Vinicius. »Hätte Lysippos dich gesehen, würdest du jetzt als Standbild des jugendlichen Herakles das Tor zum Palatinus zieren.«

Der junge Mann lächelte vergnügt und tauchte im Becken unter, wobei er mit einem Schwall warmen Wassers das Mosaikbild bespritzte, das Hera darstellte, wie sie gerade den Gott des Schlafes anflehte, Zeus in Schlummer zu versenken. Petronius betrachtete ihn mit dem wohlgefälligen Blick des Künstlers.

Als Vinicius das Bad beendet und sich den Epilatoren anheimgegeben hatte, trat ein Lector mit einer bronzenen Kapsel an der Taille ein, die Papyrusrollen enthielt.

»Möchtest du, daß man dir etwas vorliest?« fragte Petronius.

»Wenn es ein Werk von dir ist, gern!« erwiderte Vinicius, »aber wenn nicht, dann würde ich lieber mit dir plaudern. Heutzutage wird man ja an jeder Straßenecke von Poeten in Beschlag genommen.«

»Du hast recht. An keiner Basilika, keinem Bad, keiner Bibliothek, keinem Buchladen kommt man vorüber, ohne einen Poeten zu erblicken, der gestikuliert wie ein Affe. Als Agrippa aus dem Orient zurückkam, hielt er diese Leute für Tollhäsler. Aber die Zeit ist auch danach. Der Caesar schreibt Verse, also tun es ihm alle nach. Man darf nur keine besseren Verse schreiben als der Caesar, deshalb fürchte ich ein wenig für Lucan . . . Ich dagegen verfasse nur Prosa, und die setze ich niemandem vor. Was der Lector vorlesen sollte, sind die ›*Codilli*‹ des armen Fabricius Veiento.«

»Weshalb die ›des armen‹?«

»Weil ihm mitgeteilt worden ist, daß er den Odysseus spielen und bis auf weiteren Befehl nicht zu den häuslichen Penaten zurückkehren soll. Diese Odyssee wird für ihn weniger hart sein, als sie es für Odysseus war, denn seine Frau ist keine Penelope. Ich brauche dir nicht zu sagen, daß man töricht gehandelt hat. Doch hier wird alles immer sehr oberflächlich betrachtet. Dabei ist es ein ziemlich schwaches, langweiliges Buch, das die Leute erst eifrig zu lesen begannen, nachdem der Autor verbannt worden war. Von allen Seiten hört man sie ›Scandala! Scandala!‹ rufen, und es ist auch möglich, daß Ve-

ento einiges erfunden hat, aber ich, der ich Rom und unsere Senatoren und unsere Frauen kenne, versichere dir, daß die Wirklichkeit noch viel ärger ist. Augenblicklich suchen in dem Buch alle mit Bangen sich selbst, mit heimlichem Frohlocken jedoch ihre Bekannten. In der Buchhandlung des Avirinus schreiben hundert Kopisten das Buch nach Diktat ab – und der Erfolg ist ihm sicher.«

»Kommst du denn nicht darin vor?«

»Doch, nur befindet sich der Autor im Irrtum, denn ich bin schlimmer, zugleich aber weniger banal, als er mich zeichnet. Wir hier haben längst das Gefühl dafür verloren, was anständig und was gemein ist, und ich habe den Eindruck, daß es diesen Unterschied wirklich nicht gibt, wenn Seneca, Musonius und Thraseas auch vorgeben, ihn zu erkennen. Mir ist das alles eins! Beim Herkules, ich sage, was ich meine! Aber das sichere Urteil, unterscheiden zu können, was häßlich ist und was schön ist, das habe ich mir bewahrt, und davon versteht unser kupferbärtiger Poet, Rosselenker, Sänger, Tänzer und Histrio übrigens gar nichts.«

»Es tut mir dennoch leid um Fabricius! Er war so ein guter Gefährte.«

»Seine Eigenliebe hat ihn zugrunde gerichtet. Jeder verdächtige ihn, niemand wußte etwas Genaueres, er aber konnte es nicht ertragen und vertraute jedem sein Geheimnis an. Du kennst doch die Geschichte von Rufinus?«

»Nein.«

»So komm, wir wollen uns im Frigidarium abkühlen, dort will ich sie dir erzählen.«

Sie begaben sich ins Frigidarium, in dessen Mitte eine rosenfarbige Fontäne aufstieg, die Veilchenduft verströmte. Dort ließen sie sich in Nischen nieder, die mit Seide ausgeschlagen waren, und erfrischten sich. Längere Zeit herrschte Schweigen. Vinicius betrachtete sinnend einen Faun aus Bronze, der über die Schulter einer Nymphe gebeugt, mit seinen Lippen gierig die ihren suchte, dann sagte er:

»Der da hat recht. Das ist das Beste im Leben.«

»Mehr oder weniger! Außerdem liebst du ja auch den Krieg, von dem ich selbst überhaupt nichts wissen will, denn unter einem Zeltdach werden die Fingernägel brüchig und verlieren

ihren rosigen Glanz. Schließlich hat jeder seine Vorlieben. Der Kupferbärtige liebt den Gesang, vor allem seinen eigenen, und der alte Scaurus seine korinthische Vase, die er nachts neben seinem Bett stehen hat und die er küßt, wenn er nicht schlafen kann. Der Rand ist schon ganz abgeküßt. Sag, schreibst du denn keine Verse?»

»Nein. Ich habe noch keinen einzigen Hexameter zusammengebracht.«

»Aber spielst du nicht auf der Laute und singst du nicht?«

»Nein.«

»Und bist du nicht ein Meister im Wagenlenken?«

»Ich versuchte es seinerzeit in Antiochia, aber ohne Erfolg.«

»So kann ich deinetwegen beruhigt sein. Zu welcher Partei gehörst du im Hippodrom?«

»Zu den Grünen.«

»Dann bin ich ganz unbesorgt, zumal du großen Reichtum besitzt, wenn auch nicht so viel wie Pallas oder wie Seneca. Denn siehst du, es ist augenblicklich gut für uns, Verse zu machen, zur Laute zu singen, zu deklamieren und uns im Circus an Wettkämpfen zu beteiligen, noch besser und vor allem gefahrloser ist es aber für uns, keine Verse zu machen, nicht zu singen, nicht die Laute zu schlagen und nicht an Wettkämpfen im Circus teilzunehmen. Und am besten fährt jener, der es zu bewundern vermag, wenn der Kupferbart selbst dies alles vollbringt. Du bist ein schöner junger Mann, deshalb kann es dir allenfalls drohen, daß sich Poppaea in dich verliebt. Doch ist sie allzu erfahren in diesen Dingen. Bei ihren ersten beiden Männern hat sie genügend Liebe genossen, und bei dem dritten geht es ihr um etwas anderes. Weißt du, daß der alberne Otho bis zum Wahnsinn in sie verknallt ist? . . . Er wandert auf den Felsen Hispaniens umher und seufzt, und er ist seinen früheren Gewohnheiten so untreu geworden und achtet so wenig auf seine eigene Person, daß ihm jetzt drei Stunden täglich für seine Frisur genügen. Wer hätte das gedacht, noch dazu von Otho?«

»Ich kann ihn verstehen«, erwiderte Vinicius, »aber an seiner Stelle hätte ich etwas anderes angefangen.«

»Was denn?«

»Ich hätte mir unter den dortigen Bergbewohnern treu er-

gebene Legionen angeworben. Sie sind gute Soldaten, diese Iberer.«

»Vinicius! Vinicius! Fast möchte ich sagen, du wärest dazu gar nicht fähig gewesen. Und weißt du, warum? Weil man so etwas zwar ausführt, aber unter keinen Umständen davon spricht. Ich an seiner Stelle hätte Poppaea ins Gesicht gelacht, ebenso dem Kupferbart, und hätte Legionen gebildet, aber nicht von Iberern, sondern von Ibererinnen. Ja, noch mehr! Ich hätte Epigramme geschrieben, die ich am Ende keinem einzigen Menschen vorgelesen hätte – nicht wie der arme Rufinus.«

»Du wolltest mir seine Geschichte erzählen.«

»Im Unctuarium sollst du sie hören.«

Doch im Unctuarium wurde die Aufmerksamkeit des Vinicius von etwas anderem gefesselt, nämlich von den wunderschönen Sklavinnen, die dort auf die Badenden warteten. Zwei von ihnen, Afrikanerinnen, herrlichen Statuen aus Ebenholz gleich, begannen die Körper der beiden mit den erlesenen Wohlgerüchen Arabiens zu salben, andere, geschickte Haarkünstlerinnen aus Phrygien, hielten in ihren wie Schlangen biegsamen sanften Händen polierte stählerne Spiegel und Kämmе, während zwei griechische Mädchen aus Kos, schön wie Göttinnen, als Vestiplicae auf den richtigen Augenblick warteten, um Falten – ähnlich den gemeißelten der Standbilder – in die Togen ihrer Gebieter zu legen.

»Beim wolkentürmenden Zeus!« sagte Marcus Vinicius, »was hast du für eine herrliche Auswahl!«

»Ich ziehe die gute Auswahl der großen Anzahl vor«, antwortete Petronius. »Meine ganze Familia in Rom beträgt nicht mehr als 400 Köpfe, und ich bin der Ansicht, daß nur Emporkömmlinge eine größere Anzahl zu ihrer persönlichen Bedienung benötigen.«

»Über schönere Körper kann nicht einmal der Kupferbart gebieten«, sagte Vinicius, während seine Nasenflügel bebten.

Darauf erwiderte Petronius mit freundlicher Sorglosigkeit:

»Du bist mein Verwandter, und ich bin weder ungefällig wie Bassus noch ein Pedant wie Aulus Plautius.«

Als Vinicius den letzten Namen hörte, vergaß er für einen Augenblick die Mädchen aus Kos, er blickte auf und fragte:

»Wieso kommst du eben jetzt auf Aulus Plautius zu spre-

chen? Weißt du, daß ich mehrere Tage in seinem Haus zugebracht habe, als ich mir vor den Toren Roms die Hand verstaucht hatte? Plautius wurde zufällig Zeuge meines Unfalls, und da er mich leiden sah, öffnete er mir sein Haus, wo mich der Arzt Merion, sein Sklave, geheilt hat. Das war es ja, worüber ich mit dir sprechen wollte.«

»So! Etwa deshalb, weil du dich in Pomponia verliebt hast? In diesem Fall kannst du meines Mitleids versichert sein: Sie ist nicht mehr jung und dazu sehr tugendhaft! Eine schlechtere Verbindung kann ich mir wirklich nicht denken. Brr!«

»Nicht in Pomponia«, antwortete Vinicius mit einem Seufzer.

»In wen denn sonst?«

»Wenn ich nur selbst wüßte, in wen! Ich kenne nicht einmal genau ihren Namen – Lygia oder Callina! Man nennt sie dort im Hause Lygia, weil sie aus dem Volk der Lygier stammt, aber sie hat ihren eigenen Barbarennamen: Callina. Sonderbar ist das Haus des Plautius. Obwohl viele Leute darin wohnen, ist es dort so ruhig und still wie in den Hainen von Subiacum. Lange Zeit wußte ich nicht, daß eine wahre Göttin darin weilt. Da sah ich einmal bei Tagesanbruch, wie sie sich in der Fontäne des Gartens wusch. Und ich schwöre dir bei dem Schaum, dem Aphrodite entstiegen ist: Die Strahlen der Morgenröte gingen durch ihren Leib hindurch. Ich dachte, wenn die Sonne aufgeht, wird sie im Licht zerschmelzen, wie auch das Morgenrot zerfließt. Seitdem habe ich sie noch zweimal gesehen, und jetzt habe ich keine Ruhe mehr und keinen Wunsch nach anderen Dingen, ich will nichts mehr wissen von den Genüssen, die Rom zu bieten vermag, ich brauche keine Frauen, kein Gold, kein korinthisches Kupfer, keinen Bernstein, keine Perlen, nicht Wein noch Gelage, ich begehre nur Lygia. Ich sage es dir ehrlich, Petronius, ich sehne mich nach ihr, wie sich der Gott des Schlafes auf dem Mosaik deines Tepidariums nach Pasithaia sehnt, bei Tag und bei Nacht.«

»Wenn sie eine Sklavin ist, dann kaufe sie doch.«

»Sie ist keine Sklavin.«

»Was ist sie denn? Eine Freigelassene des Plautius?«

»Sie war niemals Sklavin und kann folglich keine Freigelassene sein.«

»Wer ist sie dann?«

»Ich weiß es nicht: eine Königstochter oder etwas Ähnliches.«

»Du machst mich neugierig, Vinicius.«

»Wenn du mir zuhören willst, werde ich sofort deine Neugierde stillen. Es ist keine sehr lange Geschichte. Vielleicht hast du Vannius, den König der Sueben, persönlich gekannt. Nachdem er aus seinem Land vertrieben worden war, lebte er lange Zeit hier in Rom und wurde sogar berühmt wegen seines Glückes im Würfelspiel und seiner Meisterschaft im Wagenlenken. Caesar Drusus setzte ihn wieder auf den Thron. Vannius, der in Wirklichkeit ein bedeutender Mann war, regierte anfangs gut und hatte Glück im Krieg, begann aber später nicht nur den Nachbarn, sondern auch seinen Sueben das Fell über die Ohren zu ziehen. Deshalb beschlossen Vangio und Sido, die Söhne seiner Schwester und des Hermundurenkönigs Vibilius, den König zu zwingen, sich wieder nach Rom zu begeben . . . sein Glück im Würfelspiel zu versuchen.«

»Ich erinnere mich, es ist nicht lange her, es war unter Claudius.«

»Ja. Schließlich brach ein Krieg zwischen ihnen aus. Vannius rief die Jazygen zu Hilfe, seine teuren Neffen dagegen die Lygier, welche von Vannius' Schätzen gehört hatten und, von der Aussicht auf Beute angelockt, das Land in solchen Mengen überfluteten, daß Caesar Claudius sogar für die Sicherheit unserer Grenzen zu fürchten begann. Claudius wollte sich nicht in den Krieg der Barbaren einmischen, er schrieb aber an Atelius Hister, den Befehlshaber der Donaulegionen, er solle ein wachsames Auge auf den Verlauf des Krieges haben und keine Störung unseres Friedens dulden. Hister verlangte daraufhin von den Lygiern das Versprechen, daß sie die Grenzen nicht überschreiten würden, worauf jene ihm nicht nur dieses Versprechen, sondern sogar Geiseln gaben, darunter die Ehefrau und die Tochter ihres Feldherrn . . . Du weißt ja, daß die Barbaren Frauen und Kinder mit in den Krieg nehmen . . . Meine Lygia ist die Tochter des Feldherrn.«

»Woher weißt du das alles?«

»Von Aulus Plautius selbst. Die Lygier überschritten die Grenze wirklich nicht, aber Barbaren kommen und gehen wie



der Sturmwind. Auch die Lygier verschwanden wieder samt den Auerochsenhörnern auf ihren Köpfen. Sie schlugen die Sueben und Jazygen des Vannius, aber ihr König fiel; da zogen sie fort mit ihrer Beute, und die Geiseln blieben in Histers Hand. Bald danach starb die Mutter, und da Hister mit der Tochter nichts anzufangen wußte, sandte er sie zu Pomponius, dem Statthalter von ganz Germanien. Als dieser den Krieg mit den Chatten beendet hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo ihm Claudius, wie du weißt, einen Triumphzug gestattete. Damals schritt das Mädchen hinter dem Wagen des Siegers einher, doch da Pomponius nach Beendigung der Feierlichkeiten selbst nicht wußte, was er mit ihr anfangen sollte – denn Geiseln durfte man ja nicht wie Kriegsgefangene behandeln –, übergab er sie seiner Schwester Pomponia Graecina, der Gattin des Plautius. In jenem Haus, wo alles vom Hausherrn bis zum Geflügel im Hühnerhof tugendhaft ist, wuchs sie zur Jungfrau heran, leider nicht weniger tugendhaft als Graecina, aber so wunderschön, daß sich neben ihr selbst Poppaea wie eine Herbstfeige neben dem Apfel der Hesperiden ausnehmen muß.«

»Nun, und weiter?«

»Ich sage dir noch einmal, daß ich seit dem Augenblick, als die Strahlen der Sonne an der Fontäne durch sie hindurchleuchteten, besinnungslos in sie verliebt bin.«

»Sie ist also durchscheinend wie eine Lamprete oder eine junge Sardine?«

»Spotte nicht, Petronius! Wenn du die Offenherzigkeit, mit der ich zu dir spreche, mißverstehst, dann wisse, daß ein prächtiges Gewand oft tiefe Wunden verbirgt. Ich muß dir auch sagen, daß ich bei meiner Rückkehr aus Asien eine Nacht im Tempel des Mopsus geschlafen habe, in der Hoffnung auf einen prophetischen Traum. Und wirklich ist mir Mopsus selbst erschienen und hat mir im Traum verkündet, daß die Liebe eine große Wandlung in meinem Leben herbeiführen werde.«

»Ich hörte Plinius sagen, er glaube nicht an Götter, wohl aber an Träume, und vielleicht hat er recht. Meine Spöttereien hindern mich nicht, hin und wieder ebenfalls daran zu denken, daß es in Wahrheit nur eine ewige, schöpferische, allmächtige Gottheit gibt: die Venus Genetrix. Sie vereint die Seelen, sie

verbindet Lebendiges und Lebloses. Eros hat die Welt aus dem Chaos heraufgerufen. Ob er gut daran tat, das ist eine andere Frage, aber wenn es so ist, dann müssen wir seine Macht anerkennen, ob wir sie nun segnen oder nicht . . .«

»Ach, Petronius! Es ist leichter, auf der Welt eine Philosophie zu finden als einen guten Rat.«

»So sage mir, was du eigentlich wünschst.«

»Ich möchte Lygia gewinnen. Ich will, daß diese meine Arme, die jetzt nur Luft umfassen, Lygia umarmen und an mein Herz drücken können. Ich möchte meinen Atem mit ihrem vereinen. Wäre sie eine Sklavin, würde ich Aulus hundert Mädchen mit kalkweißen Füßen anbieten zum Zeichen, daß sie erstmals auf den Markt kommen. Ich will sie so lange in meinem Haus behalten, bis mein Haar weiß wird wie der Gipfel des Soracte im Winter.«

»Sie ist keine Sklavin, gehört jedoch letztlich zur Familie des Plautius, und da sie verwaist ist, darf sie als Pflgetochter betrachtet werden. Plautius könnte sie dir überlassen, wenn er wollte.«

»Du scheinst Pomponia Graecina nicht zu kennen. Schließlich hängen die beiden an ihr wie an einem eigenen Kind.«

»Pomponia kenne ich. Die reinste Zypresse. Wäre sie nicht die Gattin des Aulus, könnte sie sich als Klageweib verdingen. Seit Julias Tod hat sie ihre schwarze Stola nicht abgelegt, und sie sieht so aus, als wandle sie schon zu Lebzeiten über Wiesen, die mit Asphodillen übersät sind. Überdies ist sie eine Univira und unter unseren vier- bis fünfmal geschiedenen Frauen geradezu ein Phönix. Aber . . . hast du schon gehört, im Oberen Ägypten soll jetzt tatsächlich ein Phönix ausgebrütet worden sein, was nur einmal in fünfhundert Jahren geschieht.«

»Petronius! Petronius! Über den Phönix laß uns ein andermal reden.«

»Was soll ich dir denn sagen, lieber Marcus? Ich kenne Aulus als einen Mann, der meine Lebensweise zwar mißbilligt, mir aber dennoch gewisse Sympathie entgegenbringt und mich vielleicht höher schätzt als andere, denn er weiß, daß ich niemals ein Zuträger gewesen bin wie beispielsweise Domitius Afer, Tigellinus und die ganze Freundeschar des Kupferbarts. Ohne zu behaupten, daß ich ein Stoiker bin, habe ich mich

des öfteren über Taten von Nero entrüstet, für die weder Seneca noch Burrus ein Wort des Tadels gefunden haben. Wenn du meinst, daß ich bei Plautius etwas für dich tun kann, stehe ich dir gern zu Diensten.«

»Ich glaube, du kannst es. Du hast Einfluß auf ihn, und außerdem verfügt dein Geist über unerschöpfliche Ressourcen. Wenn du das Terrain sondieren und mit Plautius sprechen würdest . . .«

»Du überschätzt meinen Einfluß und meine Klugheit. Aber wenn du nur dies verlangst, will ich gern mit Plautius reden, sobald er in die Stadt zurückkehrt.«

»Sie sind seit zwei Tagen zurück.«

»So wollen wir ins Triclinium gehen, wo schon ein Mahl auf uns wartet, und uns, wenn wir gestärkt sind, zu Plautius tragen lassen.«

»Du bist stets gütig zu mir gewesen«, antwortete Vinicius lebhaft, »nun aber will ich deine Bildsäule – oh, eine, die ebenso schön ist wie diese da – unter meinen Laren aufstellen lassen und ihr Opfer darbringen.«

Mit diesen Worten wandte er sich den Statuen zu, die eine ganze Wand des dufterfüllten Raumes schmückten, und deutete mit der Hand auf die, welche Petronius als Hermes mit dem Stab in der Hand darstellte.

Dann fuhr er fort:

»Bei den Strahlen des Helios! Wenn der ›göttliche‹ Alexandros dir geglichen hat, muß ich mich nicht mehr über Helena wundern.«

In dieser Versicherung lag ebensoviel Aufrichtigkeit wie Schmeichelei, denn Petronius war, wiewohl älter und weniger athletisch, schöner als Vinicius selbst. Die Frauen Roms bewunderten nicht nur seine geistige Beweglichkeit und seinen guten Geschmack, der ihm den Beinamen *Arbiter elegantiarum* eingetragen hatte, sondern auch seine schöne Gestalt. Diese Bewunderung war sogar auf den Gesichtern der Mädchen von Kos abzulesen, welche jetzt die Falten seiner Toga ordneten, und eine von ihnen, Eunike mit Namen, die ihn heimlich liebte, suchte mit Demut und Entzücken seinen Blick.

Er aber achtete gar nicht darauf, sondern wandte sich lä-

chelnd an Vinicius und zitierte ihm statt einer Antwort Senecas Ausspruch über die Frauen:

»Animal impudens . . . etc . . .«

Dann legte er den Arm um seine Schulter und geleitete ihn ins Triclinium.

Im Unctuarium begannen die beiden griechischen Mädchen, die Phrygierinnen und die beiden Negerinnen damit, die Gefäße mit den wohlriechenden Salben wegzuräumen. Doch in diesem Augenblick sahen hinter dem leicht geöffneten Vorhang des Frigidariums die Köpfe der Balneatoren hervor, und es ertönte ein leises »Pst«. Bei diesem Ruf sprangen die Phrygierinnen, eine der Griechinnen und die beiden Äthiopierinnen rasch auf und verschwanden im Nu hinter dem Vorhang. In den Thermen begann die Zeit der Ausgelassenheit und des Übermuts, die der Aufseher nicht unterband, weil er selbst oft an dieser Kurzweil teilhatte. Übrigens mußte wohl auch Petronius etwas davon argwöhnen, doch als kluger Mann, der nicht gern strafte, ließ er es stillschweigend geschehen.

Im Unctuarium blieb nur Eunike zurück. Eine Zeitlang lauschte sie noch dem Gelächter und dem Stimmengewirr aus dem Laconicum, dann nahm sie den mit Bernstein- und Elfenbeinintarsien geschmückten Schemel, auf dem kurz zuvor Petronius gesessen hatte, und stellte ihn behutsam vor dessen Bildsäule. Der Raum war erfüllt vom Licht der Sonne und allen Farben des Regenbogens, die auf den bunten Marmorplatten flimmerten, mit denen die Wände bedeckt waren. Eunike stieg auf den Schemel, und als sie sich in gleicher Höhe mit der Statue befand, schlang sie plötzlich die Arme um ihren Hals; dann warf sie ihr goldenes Haar zurück, preßte den rosigen Leib an den weißen Marmor und drückte ihren Mund inbrünstig auf die kalten Lippen des Petronius.

## ZWEITES KAPITEL

Nach der kleinen Stärkung, die man das Morgenmahl nannte und zu der sich die beiden Freunde in einer Stunde niederließen, da gewöhnliche Sterbliche ihr mittägliches Prandium längst hinter sich hatten, schlug Petronius vor, ein wenig zu